

Sie leiden im Stillen – und sie halten diese Stille zum Teil jahrzehntelang aus. Frauen und Mädchen, die Opfer **sexueller Gewalt** werden, haben meist ein Leben lang mit den Folgen zu kämpfen. Der Frauennotruf ist erste Anlaufstelle für sie. Hier wird klargemacht, dass nicht die Opfer, sondern die Täter sich schämen müssen.

Für die Opfer bedeutet es lebenslänglich!



Frauen, die sich offenbaren, machen sich öffentlich.

Petra Klecina zur Tatsache, dass viele Opfer schweigen

VON PETRA RÜCKERL

HANNOVER. Petra Klecina (58) macht diesen Job seit 20 Jahren. Seit 20 Jahren hört die Sozialpsychologin und Prozessbegleiterin die Geschichten, die für jede betroffene Frau, für jedes betroffene Mädchen einen individuellen Leidensweg darstellen. Üble Geschichten, die manchmal vor der eigentlichen Tat beginnen, deren Folgen aber nicht mit einer Anzeige – sofern sie denn erstattet wird – enden. Auch nicht mit einem Prozess oder gar einer Verurteilung der Täter. Für viele der Opfer bedeuten diese Taten lebenslänglich. Immer geht es darum, dass diesen Frauen und Mädchen Gewalt, sexuelle Gewalt, angetan worden ist.

„Was habe ich falsch gemacht, weil es mir nicht besser geht? – Vom Erinnern, Schweigen und Sprechen nach sexueller Gewalt“ heißt eine Veranstaltung, die der Frauennotruf organisiert hat (Text unten), bei dem Petra Klecina seit 20 Jahren arbeitet. Klecina weiß, dass viele Opfer schweigen, sehr lange schweigen, oft auch schweigen müssen, weil ihr Umfeld das so will. Und weil sie ahnen, was Petra Klecina weiß: „Frauen, die sich offenbaren, machen sich öffentlich.“ Eine Auswirkung mag sein, dass die Frau „das ewige Opfer“ ist und so auch der Opferstigmatisierung anheimfällt: „Einem Opfer traut man nichts zu.“ Wie stark eine Frau sein muss, die sexuellen Missbrauch ausgehalten, die Überlebensstrategien entwickelt hat, die ihr zum Teil vom Täter zerschmettertes Ich wieder zusammengefügt hat, das wird von der Öffentlichkeit verdrängt.

Die Betroffene selbst kann die Tat auf Zeit, aber nicht auf Dauer verdrängen. So wie die 40-jährige Sabine (Name verändert), die sich erst 30 Jahre nach dem Missbrauch durch ihren Onkel an den Frauennotruf wendet. „Erst als der Onkel gestorben war, als er ihr nicht mehr gefährlich werden konnte, hat sich das Verdrängte nach vorn geschoben“, so Klecina. Was nicht heißt, dass die sexuelle Gewalt sie nicht in ihrem Alltag begleitet hätte. „Frauen wie Sabine haben oft psychosomatische Problematiken, Probleme in ihren Partnerschaften, Probleme

damit, ihren eigenen Körper zu spüren, und eben auch Angststörungen, Panikattacken, bis hin zu schweren Depressionen.“

Für Sabine wurde der Leidensdruck schließlich so groß, dass sie auch ihr eigenes Schweigen durchbrechen wollte: „Als sie Kind war, wurde ihr nicht geglaubt. Nun wurde ihr der Rucksack, wie sie es nannte, zu schwer.“

Beim Notruf für vergewaltigte Frauen und Mädchen e.V. konnte Sabine ihre Geschichte erzählen. Ihr zur Seite stand eine Therapeutin, „denn was nützt das Sprechen, wenn man nicht aufgefangen wird“, so Klecina.

Aufgefangen von den Mitarbeiterinnen des Frauennotrufes wurde auch Maja (25), die von einem neuen Bekannten vergewaltigt worden war. „Eine Freundin, der sie sich offenbart hatte, hat ihr unsere Telefonnummer gegeben“, erzählt Petra Klecina. Für den akuten Fall fand sich auch gleich eine

Therapeutin, die Maja so stabilisierte, dass sie sich eine Aussage bei der Polizei zutraute. „Wir haben ihr geraten, zum Fachkommissariat für Sexualdelikte zu gehen, und sie dorthin begleitet“, so die

58-Jährige. „man hat zwar kein Anrecht auf eine Beamtin, aber sie versuchen es möglich zu machen. Außerdem sind die Beamtinnen dort für genau diese Situationen geschult.“

Petra Klecina ist Prozessbegleiterin und stand Maja neben der Therapeutin von der Strafanzeige bis zum Prozess zur Seite: „Eine Aussage muss sehr detailliert sein, das kann sehr belastend sein.“ Nach Monaten erst gab es die Hauptverhandlung vor dem Amtsgericht: „Selbst wenn der Täter hier verurteilt wird, kann er Berufung einlegen. Dann geht das Ganze zum Landgericht, dann kommen eventuelle Gutachter dazu.“ Im schlimmsten Fall musste eine Frau fünf Jahre auf eine Verurteilung warten, „die Frau war danach dauerhaft vernehmungsunfähig“.

Für Maja war der Prozess dennoch wichtig. Auch dass der Mann verurteilt wurde. Und dass klar gesagt wurde, was immer wieder vergessen wird: „Der Täter muss sich schämen, nicht sein Opfer.“

Notruf für vergewaltigte Frauen und Mädchen: 0511/332112
www.frauennotruf-hannover.de

Was nützt das Sprechen, wenn man nicht aufgefangen wird.

Petra Klecina zur Betreuung von Opfern



Interview: „Stigmatisierung der Opfer muss aufhören“

VON PETRA RÜCKERL

Die Soziologin Barbara Kavemann von der Katholischen Hochschule für Sozialwesen befasst sich seit den 1980er Jahren mit dem Thema sexuelle Gewalt. Jetzt hat sie eine Interviewstudie mit 45 Frauen und 13 Männern vorgelegt, die als Kind sexuelle Gewalt erlebt haben.

Sie haben 58 Interviews mit Opfern sexueller Gewalt geführt. Was waren die wichtigsten Erkenntnisse?

Wir konnten aus dieser Befragung vor allem erkennen, woran es liegt, dass das Reden über den Missbrauch so schwer ist. Das größte Problem sind die Reaktionen der anderen. Es wird viel darüber nachgedacht, warum die Betroffenen schweigen, aber wenig darüber, warum die Angesprochenen so schlecht, so destruktiv, so wenig hilfreich reagieren.

Wer ist gemeint – das persönliche Umfeld, die Gesellschaft? Sowohl als auch. Das persönliche Umfeld wird als Erstes angespro-

chen, und dort kommen häufig ungläubige, abwehrende Reaktionen oder auch gar keine. So, als hätte man gar nichts gesagt. Die Betroffenen leiden unter der Ausgrenzung, der Ignoranz. Sie bekommen keine Reaktion, die es ihnen ermöglicht, besser mit der Belastung umzugehen. Das ist ein sehr schädlicher Effekt für die Opfer. Die Sozialforschung nennt dies das Opferstigma. Also eine soziale Ausgrenzung derer, die Gewalt erlebt haben.

Werden diese Taten auch verharmlost? Nach dem Motto „Die lebt ja noch, die lacht ja auch, so schlimm wird es nicht gewesen sein“? Das gibt es. Einzelne Frauen haben uns erzählt, dass ihre Mütter auch „so etwas“ erlebt hätten. Eine habe dem Opfer gesagt, ihre Kindheit sei auch kein Zuckerschlecken gewesen, sie habe dies auch durch den Vater erlitten. So hat sie mit dem eigenen Schicksal, das nie aufgearbeitet werden durfte, gleichzeitig das Schicksal der Tochter abgewertet und zurückgewiesen. Die Gewalt wurde als etwas Unvermeidliches dargestellt, als etwas, das zum Leben dazugehört.

Was sind die Motive eines solchen ignoranten Verhaltens?

Sexueller Missbrauch geschieht häufig im sozialen Umfeld. Also in der Familie oder im Umfeld der Familie, in Einrichtungen der Jugendhilfe oder in kirchlichen Einrichtungen – dort, wo Menschen Vertrauen zueinander haben. Für die betroffenen Jungen und Mädchen ist schwer zu verstehen, was ihnen da überhaupt passiert und dass das eben nicht in Ordnung ist. Und es ist schwierig für alle anderen im selben Umfeld, dies zu glauben und zu akzeptie-

ren, dass so etwas passieren kann. Das möchte man sich von Leibe halten. Man traut es dem vertrauten Menschen nicht zu. Und wenn man es ihm plötzlich doch zutraut, wäre man in der Verpflichtung, etwas unternehmen zu müssen. Dann will man es lieber nicht glauben, und dann wird es abgewehrt.

Die idealen Opfer ...

... zumindest wenn es Mädchen und Jungen mit einer geistigen Behinderung sind. Denen glaubt kein Mensch.

Was macht es mit Opfern, die ignoriert werden?

Häufig wird das Erlebte verdrängt, nach hinten gestellt. Viele haben dazu gesagt: Ich hatte es ganz tief vergraben, es war lange verschüttet. Die plötzliche Erinnerung kann dann sehr traumatisch sein.

Welche Forderung ergibt sich für Sie aus Ihren Erkenntnissen? Die Stigmatisierung der Opfer muss aufhören. Es muss leichter werden zu sagen, was passiert ist. Die Gesellschaft muss lernen, dass sexueller Missbrauch passiert, dass er häufig passiert. Denn Menschen, denen das passiert, sind nicht anders, und sie sind nicht schuld. Wir müssen ihr Leid anerkennen. Und dafür muss auch das Unterstützungssystem ausgebaut werden. Es gibt viel zu wenig Anlaufstellen, Fachberatungsstellen, die gut erreichbar für alle sind, denen sexuelle Gewalt angetan wurde.

Die Gesellschaft muss lernen, dass sexueller Missbrauch passiert, dass er häufig passiert.



„Brauchen einen Wandel“

HANNOVER. Das große Interesse selbst die Organisatoren zu überraschen. Die Soziologin Barbara Kavemann stellte gestern im Hanns-Lilje-Haus vor etwa 100 Zuhörern die Ergebnisse ihrer Studie vor. Sie beschrieb, dass ein Mangel an Geld und Qualifikation eine angemessene Betreuung von Opfern sexueller Gewalt unmöglich mache: „Der Zustand des Unterstützungssystems ist desolat.“

Neben ihr sprach auch Renate Böhn, die Sozialpädagogin und Künstlerin ist. Sie ist selbst schon Opfer sexueller Gewalt geworden, sie sei von ihrem Vater vergewaltigt worden, erzählte sie. 1993 gründete sie eine Selbsthilfegruppe. Heute sagt sie: „Seit 30 Jahren fehlt es uns

an einer Kultur der Aufmerksamkeit. Jeder kennt Täter und Opfer in seinem eigenen Umfeld.“ Böhn, die heute Mitglied des Betroffenenrates ist, sagt: „Wir brauchen einen gesellschaftlichen Wandel.“ Dorina Kolbe, Bloggerin, politische Aktivistin und wie Böhn Mitglied des Betroffenenrats, berichtete unter Tränen von ihrer Geschichte. Im Alter zwischen fünf und elf Jahren sei sie mehrfach vergewaltigt worden – auch bei ihr geschah es in der Familie. Sie forderte, dass „nonverbale Signale der Opfer viel besser gehört werden müssen“.

Anette Debertin vom Institut für Rechtsmedizin der MHJ: „Gewalt ist ein großer Gesundheitsfaktor, wird aber vom Gesundheitssystem nicht berücksichtigt.“ drü



WILL ARBEITEN, IST GESUND: Peter Klyk (links) und Anwalt Manfred Koch streben eine Mediation mit der Caritas an. Foto: Nagel

Caritas erklärt Beschäftigten für geisteskrank

Betriebsarzt stellt Ferndiagnose. Arbeitnehmer seit zwei Monaten ohne Gehalt, dafür völlig gesund.

VON THOMAS NAGEL

HANNOVER. Der lateinische Begriff Caritas steht für Hochachtung, Verehrung, Liebe. „Lösungen finden für die Nöte der Menschen ist das, was mich antreibt“, sagt der Caritas-Hannover-Chef Andreas Schubert. Wie das zu verstehen ist, muss Mitarbeiter Peter Klyk (60) hautnah erleben. Seit

Ende März ist das Mitglied der Mitarbeitervertretung (MAV) suspendiert und hat Hausverbot. Seine Bezüge werden nicht fortgezahlt. Die Begründung des Arbeitgebers: Peter Klyk ist psychisch krank. „Grundlage für die Behauptung ist die Diagnose des Betriebsarztes auf Grundlage von Berichten zweier Kolleginnen“, sagte gestern im Arbeitsgericht Manfred

Koch, Anwalt von Klyk. Es habe nie eine Untersuchung gegeben, genauso wenig wie eine Krankschreibung. „So etwas ist völlig unzulässig“, so Koch.

Peter Klyk ließ sich von einem unabhängigen Psychiater untersuchen. Befund: Der Mann ist völlig gesund. Anwalt Koch legte gestern das Attest dem Arbeitsgericht vor. Doch das irritierte den Caritas-

Anwalt Hans-Henning Pflüger nicht: „Ich bestreite, dass der Kläger beim Arzt sein Verhalten am Arbeitsplatz thematisiert hat.“ Was hat der Beschäftigte Schlimmes gemacht? Konkret wurde es nicht. Dafür las Anwalt Koch aus einem Protokoll vor. Darin heißt es, dass Herr Klyk seit November 2015 in Sitzungen die Wortbeiträge von Kolleginnen mit „ausdruckslosem

Gesicht“ und „gepressten Lippen“ verfolgt habe. Richterin Sylvia Bittens bat beide Parteien um eine Lösung. Der Caritas-Anwalt zur Richterin: „Wenn Sie sagen, er ist gesund, dann wird er beschäftigt.“

Beide Parteien einigten sich auf eine Mediation. Allerdings soll auch Caritas-Chef Andreas Schubert daran teilnehmen. Anwalt Koch vermutet im Ver-

hältnis zwischen Geschäftsführer und MAV-Vertreter die eigentliche Wurzel des Übels.

Die NP befragte Schubert konkret zu der Angelegenheit. Er ließ nahezu jede Frage unbeantwortet. Konkrete Information gebe es aus Gründen des „Persönlichkeitsschutzes“ von Herrn Klyk und aus „Fürsorge gegenüber unseren Arbeitnehmern“ nicht.